

Man gewöhnt sich nie an die Macht des Zufalls. Oft hält er sich im Hintergrund und lauert getarnt wie ein Raubtier im Hintergrund unseres Lebens; aber dann springt er mit einemmal hervor und offenbart sich in aller Gnadenlosigkeit. Im Leben des Schriftstellers Christian Friedrich Daniel Schubart geschah das am 23. Januar 1777 - die meisten hier wissen natürlich, was an diesem Tag passierte: Am 23. Januar 1777 folgte Schubart der Einladung eines gewissen Klosteramtmannes Scholl zum Mittagessen in dessen Wohnung in Blaubeuren; er hatte keine besondere Lust dazu, er hätte es beinahe nicht getan, und wäre er dem Impuls, daheim zu bleiben, gefolgt, sein ganzes Leben wäre anders verlaufen. Bei Scholz nämlich, ein paar Stunden nur von Schubarts Haus im sicheren Ulm entfernt, war er im Herzogtum Württemberg und damit im Herrschaftsbereich von Herzog Karl Eugen, seinem Feind. Unerwartet traten ein paar Männer ein, einer von ihnen gab Schubart sogar noch „brüderlich“ die Hand, alle hatten offenbar ein ziemlich schlechtes Gewissen, und der Klosteramtman, der ihm die Falle gestellt hatte, wimmerte noch „Mir ist's leid! Gott weiß, mir ist's leid!“. Und schon war der berühmte Schriftsteller Schubart ohne Angabe von Gründen verhaftet oder eigentlich eher: gekidnappt worden.

Man brachte ihn auf die Festung Hohenaspern. Der Herzog und seine Gemahlin waren selbst gekommen, um den Anblick seines Eintreffens zu genießen, Schubart wurde noch verkündet, daß der Herzog sich dazu herablasse, seine Frau und die Kinder mit einem Gnadensalär zu versorgen, wofür er sich artig zu bedanken hatte, dann wurde er in ein Felsenloch geführt, in dem er das folgende Jahr in Einzelhaft verbrachte.

377 Tage in dieser winzigen Zelle. Schubart, der warmherzige, und zutiefst liebenswürdige Mann, den überhaupt niemand näher gekannt zu haben scheint, ohne ins ins Herz zu schließen - Schubart, dessen Wort weithin Geltung hatte und dessen Meinung Gewicht - und der nebenbei, oder eben *nicht* nebenbei, auch noch ein Komponist von Rang war und der vielleicht beste Organist Deutschlands, wurde geschlagen, er wurde gefoltert, er wurde gequält, und niemand war da, um ihm zu helfen. Nach einem Jahr wurde er in ein etwas besseres Zimmer verlegt: eine enge, kleine und sicher auch feuchte Gefängniszelle, in der keiner von uns, auch wenn man uns viel dafür gäbe, es auch nur eine Woche aushielte. Dies war aber schon die Verbesserung. Dies waren die menschlichen Haftbedingungen.

Das Schlimmste von allem aber sind seine Berichte über die Gehirnwäsche, der er unterzogen wurde. Man muß richtig lesen, sie sind gefiltert durch die rührseligen Formulierungen des Pietismus und wohl auch seine Angst vor Repressalien, aber man begreift doch ganz gut: „Ich machte anfangs Entwürfe zu Romanen, Gedichten und anderen Büchern und versuchte es zuweilen, ob ich nicht, wie *Moser*, mit der Lichtputze“ - also Dochtschere - „schreiben könnte. Es gelang mir, und ich verfertigte auf diese Art manches geistliche Lied, auch andere Gedichte, wovon einige wohl verdient hätten, gedruckt zu werden. Aber man merkte es bald und feilte die Spitze an der Lichtschere ab, wodurch

ich auf einmal um meinen süßen Zeitvertreib kam. Die gefertigten Gedichte wurden mir abgenommen und sind hernach verloren gegangen. [...] Ich versucht' es aber mit dem Dorn meiner Knieschnalle und machte wieder Verschiedenes. Aber diese wurde mir entwendet. Endlich behielt ich eine Gabel: aber man entdeckte auch dies und drohte mir mit der Kette. - Und nun ließ ich alles fahren und warf mich ganz in geistliche Übungen hinein.“

Schubart wurde religiös. So verlangte es der Festungskommandant Rieger, so verlangten es die Garnisonsprediger. Andere Menschen als sie sah er nicht. Seine Frau und Kinder durften ihn erst Jahre später besuchen. Zu den bedrückendsten Debatten der Germanistik in den folgenden zweihundert Jahren gehört die Frage, wie echt, wie ernst gemeint, Schubarts Hinwendung zum Glauben denn eigentlich gewesen sei. Aber diese Diskussion ist obszön. Wenn jemand vollkommen den Launen seiner Peiniger ausgeliefert ist, ganz und gar, mit Leib, Seele und Leben, und wenn diese Peiniger dann von ihm Glaubensernst und Frömmigkeit verlangen, dann ist es nicht wichtig, ob er es ernst meint, wenn er diesem Zwang willfährt und zu beten beginnt. Entscheidend ist nur, ob er eine Wahl hatte. Gefangene des Islamischen Staates wurden ebenfalls zur Konversion gezwungen und mußten sich, wenn sie überlebten, hernach nicht mit der Frage abgeben, ob es ihnen damit Ernst gewesen sei - in einigen Fällen mag es das gewesen sein, aber das ist nicht von Belang - was zählt, ist nur der unerträgliche Umstand von totaler Macht und absolutem Zwang.

Schubart wurde in der Haft gebrochen. Sein Körper erholte sich nie mehr; sein Geist - nun ja, zum Teil erholte auch er sich nicht, all die erzwungene Religiosität, all die abgepreßte Fürstenschmeichelei hinterließen ihre Spuren, und doch wurde er auch nicht ganz zerstört, sondern schrieb gegen Ende der Haftzeit seine wichtigsten Gedichte. Als nach fünf Jahren Haft der christliche Taliban Rieger endlich die wohl einzig gute Tat seines Lebens setzte, indem er nämlich starb, da mußte Schubart, dem nichts erspart blieb, für seinen Peiniger eine Grabschrift entwerfen. Sie können sie nachlesen, bis heute steht sie eingemeißelt auf Riegers Grabdenkmal in der Asperger Michaelskirche, sie ist ernst und schön und ehrerbietig, und man sollte eigentlich daneben eine Plakette anbringen, um die Kirchgänger darüber zu informieren, daß sie einem großen deutschen Dichter unter Gewaltanwendung abgepreßt wurde.

Nun begann der zweite Teil der Geschichte von Schubarts Haft - nach dem Horror kam die Farce. Der neue Kommandant, General Scheler, erlaubte ihm, tagsüber seine Zelle zu verlassen - Festungsfreiheit nannte man das -, er erlaubte ihm auch die Abfassung von Gedichten und Briefen; er zwang ihn aber vor allem, natürlich ohne Vergütung, von morgens bis abends als Hauslehrer für Schelers Kinder zu arbeiten. Scheler war klüger als Rieger und nützte die Gunst der Stunde: Man bekommt weiß oft nicht oft die Gelegenheit, einen der großen Geister seiner Zeit als versklavte Haushaltshilfe in Dienst zu nehmen.

Aber die schmerzhafteste Lektüre - eine Lektüre, die sich so obszön anfühlt, daß man sich unwillkürlich fragt, ob diese Texte überhaupt zugänglich sein sollten - sind Schubarts Huldigungsgedichte an Herzog Karl Eugen, den sadistischen Urheber seiner Gefangenschaft, der ihm immer wieder über Zwischenträger die Hoffnung einzuflößen verstand, daß es eine Chance gäbe, sich aus der Festung hinauszuschmeicheln. Aber als ihn der Herzog wieder einmal enttäuscht und, trotz vager anderslautender Versprechen nicht freiläßt, schreibt Schubart sein größtes Gedicht, sein Vermächtnis, „Die Fürstengruft“, ein Fanal über schlechte Herrscher, die, von den Nachlebenden verdammt, in ihren eleganten Begräbnisstätte, dem Jüngsten Gericht entgegenmodern. Das Grandiose an diesem Gedicht ist, daß es selbst die von ihm ausgesprochene religiöse Drohung, nämlich die Verdammung durchs Gottesgericht am Ende der Zeit, in säkularer Weise vollzieht: Das Gedicht *ist* das Gericht, das es ankündigt. Sein Verweis auf die Gruft beschwört jenes bleibende Urteil, das kein Diktator mit all seiner Macht, zu beugen und zu kompromittieren imstande ist - die Meinung derer, welche die endlos lange Zeit nach seinem Tod bevölkern werden: die Nachwelt. Eben darum ist es so wichtig, daß wir, die wir Schubarts Nachgeborene sind, die Geschichte seiner Haft nicht verniedlichen, nicht folklorisieren, nicht bequem in die Historie abschieben. „They are all equal now“, sagt man gerne über die Toten vergangener Zeitalter, „jetzt sind sie alle gleich“, und nichts könnte falscher sein. Der großzügige Musiker, Dichter und Visionär Schubart und der herzensege, heimtückische Machtwicht Karl Eugen sind keineswegs gleich und werden es nie sein.

Schubart ist exemplarisch auch für die, denen sein Los erspart blieb. Voltaires ständige Vorsicht, sein Lavieren, Taktieren und Manövrieren zwischen Frankreich, England und der Schweiz wirkt plötzlich dringend notwendig, wenn man sich Schubarts Schicksal vergegenwärtigt. Auch Schiller hätte es gehen können wie ihm, wenn er Karl Eugen nicht rechtzeitig durch überstürzte Flucht entkommen wäre; und Heinrich Heine zum Beispiel hätte später seine Matratzengruft ohne weiteres statt in Paris in einem deutschen Gefängnis finden können. Schubart hatte am meisten Pech, es hätte aber andere ebensogut treffen können - so wie es später, im zwanzigsten Jahrhundert, dem Zeitalter der Wölfe, wie es Osip Mandelstam nannte, so viele andere traf, unter anderem Mandelstam selbst oder Isaac Babel, die im Gulag verschwanden, oder Carl von Ossietzky, der das KZ nur zum Sterben verlassen durfte, oder Federico Garcia Lorca, dem die Haft nur erspart blieb, weil man ihn kurzerhand erschöß. Sie gehörten zu den berühmtesten Schriftstellern ihrer Zeit. Und als die Schergen kamen, half ihnen das nicht im geringsten.

Schubarts Botschaft für seine nachgeborenen Kollegen liegt eben darin noch mehr als in seinem Werk. Er war der Mann, der das Unglück hatte, daß sich in seinem Fall das, was für die meisten nur eine latente Gefahr blieb, in voller Tatsächlichkeit realisierte. In dieser Hinsicht zeigt er in eine dunkle Zukunft, nämlich in unsere Gegenwart. Er ist einer der ersten in der langen Gemeinschaft der eingesperrten, der gefolterten, der für eine Zeit oder für immer zum Schweigen gebrachten Schreiber. Seine

im metaphorischen wie im wörtlichen Sinn große Gestalt erinnert daran, daß wirklich nicht viel nötig ist, um einen lästigen Skribenten auszuschalten: eine Felsenkammer, ein paar Handlanger, ein korrupter Klosteramtman, ein kleines Herzogtum ohne Rechtssicherheit. Und so kann man Schubarts nicht besser gedenken, als indem man ein paar der Namen jener Kollegen nennt, denen es jetzt gerade geht wie ihm damals: Der Romanautor Ahmet Altan, ohne jede Schuld in einem türkischen Gefängnis; selbst das Verfassungsgericht forderte seine Freilassung, aber er wird nicht freigelassen. Der Kriminalschriftsteller Yang Henjun, eingesperrt in China, ohne Begründung, der Regisseur Oleg Sentsov, gefoltert in der eisigen Hölle einer Strafkolonie am Polarkreis, der Blogger Raif Badawi, wegen Gottlosigkeit in Saudi Arabien zu zehn Jahren und tausend Peitschenhieben verurteilt, von denen schon die ersten fünfzig ihn fast getötet hätten, der Rest könnte jeden Tag kommen, sodaß er an keinem Morgen weiß, ob er den Abend erlebt. Es gibt so viele mehr, deren einzige Hoffnung darin liegt, daß wir sie nicht vergessen - ebenso wie wir, ihre freien Kollegen, nie vergessen dürfen, wie viel Glück wir haben, solange wir schreiben dürfen was und gehen, wohin wir wollen.

Ich danke der Jury und der Stadt Aalen für diesen Preis!